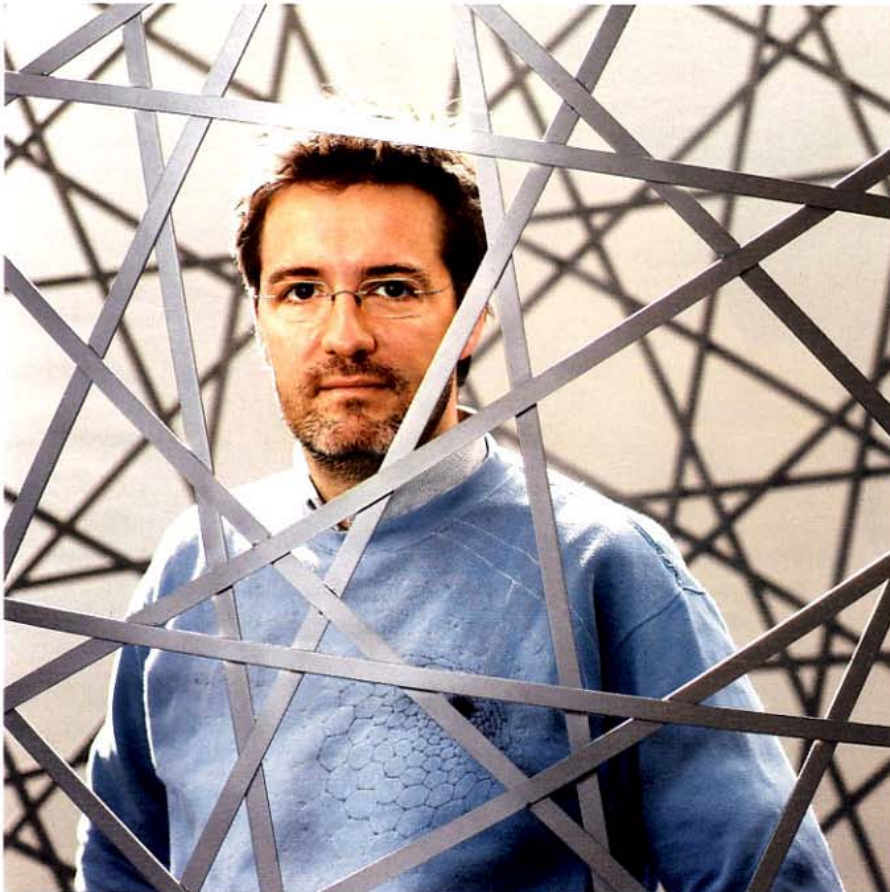


SPIEGEL-GESPRÄCH

# „Die Museen sind zu elitär“

Der dänische Starkünstler Olafur Eliasson über die Hassliebe zu seiner Wahlheimat Berlin, sein gigantisches Wasserfall-Spektakel auf dem East River in New York, das Millionen anlocken soll, und über die Gefahren des Erfolgs



HANS CHRISTIAN KLAMERT/AG: BILDKUNST, BONN 2008

*Eliasson, 40, ist einer der weltweit gefragtesten Künstler und einer der jüngsten, dem das Museum of Modern Art (MoMA) in New York (seit diesem Wochenende) eine Einzelausstellung widmet. Im Sommer realisiert Eliasson ein großes Wasserfall-Kunstwerk auf dem East River. Seine oft monumentalen Skulpturen aus Licht, Wasser und Eis sind Werke von magischer Kraft. Der Däne mit isländischen Wurzeln lebt mit seiner Familie in Kopenhagen, unterhält sein Atelier aber in Berlin, wo er mehr als 30 Leute beschäftigt.*

**SPIEGEL:** Herr Eliasson, für Sie arbeiten Architekten, Handwerker, Techniker, Kunsthistoriker, Archivare – und zwei Köchinnen, die abwechselnd die Mannschaft versorgen. Wie viele Menschen kümmern sich um Ihren Terminkalender?

**Eliasson:** Das mache ich schon noch selbst. Aber ich weiß, worauf Sie anspielen, tatsächlich ist die Nachfrage extrem groß, und ich habe in den vergangenen Jahren lernen müssen, nein zu sagen.

**SPIEGEL:** Wie oft passiert das?

**Eliasson:** Ich kann nicht einmal fünf Prozent der Anfragen bewältigen. Früher habe ich nur abgelehnt, was mir nicht gefiel, heute geschieht das aus Zeitgründen auch bei Vorschlägen, die mich brennend interessieren. Wenn ich die Wahl habe, eine Woche allein für eine Vorbesprechung nach Russland, Indien oder Neuseeland zu reisen oder aber diese Woche mit meiner Familie zu verbringen, dann entscheide ich mich regelmäßig für die Familie.

**SPIEGEL:** Im Moment wohl eher nicht – erst die Ausstellung im MoMA in New York, dann das gigantische Wasserfall-Projekt auf dem New Yorker East River, zwischen-

durch geben Sie einen Wälzer über Ihre Kunst mit heraus und eröffnen eine Schau in einer Berliner Galerie\*.

**Eliasson:** Das klingt tatsächlich so, als hätte ich eine Art Metaprojekt im Sinn gehabt – aber so ist es nicht. Ich hätte die Wasserfälle lieber schon 2007 realisiert, aber das war eine Nummer zu groß und brauchte seine Zeit. 120 Leute arbeiten daran mit.

**SPIEGEL:** Wenn der Termindruck groß ist – warum leisten Sie es sich, in Kopenhagen und Berlin zu leben?

**Eliasson:** Das ist bestimmt keine optimale Situation. Aber wir haben zwei kleine Kinder, und wir wollen, dass sie in Dänemark aufwachsen. Dort ist die Betreuung besser, die Standards sind höher. Das ist der eine Grund, der andere ist: Meine Frau und ich haben beide Kinder aus Afrika adoptiert, und in Berlin ist eine ausgeprägte Phobie gegen dunkelhäutige Menschen zu spüren. Die beiden sind oft in Berlin, aber hier zu leben wäre etwas anderes.

**SPIEGEL:** Warum verlegen Sie dann Ihr Atelier nicht nach Kopenhagen?

**Eliasson:** Das wäre sehr aufwendig. Die Leute, die für mich arbeiten, haben hier ihre Familien. Ich selbst habe inzwischen ein Drittel meines Lebens in Deutschland verbracht, zuerst in Köln, seit 1994 in Berlin. Durch die Kinder hat sich der Blick allerdings verändert.

**SPIEGEL:** Im Berlin der neunziger Jahre brach so etwas wie eine Gründerzeit an, von der Künstler und Galeristen profitierten. Waren Sie zum richtigen Moment am richtigen Ort?

**Eliasson:** Als ich hierher zog, gab es überhaupt noch keinen Markt, es war auch keiner in Sicht. Es ging nur darum zu experimentieren ...

**SPIEGEL:** ... damals wollten Sie die Spree in fluoreszierendem Grün schillern lassen.

**Eliasson:** Das war dann leider nicht möglich, aber ansonsten hatten wir hier tatsächlich besondere Zeiten. Ich bereue es ein wenig, dass ich das in diesen Jahren gar nicht so bewusst genossen habe. Gerade in Berlin schien so viel möglich. Doch ich glaube, die Stadt hätte von der hier

\* Burkhard Riemschneider, Philip Ursprung (Hg.): „Studio Olafur Eliasson“. Verlag Taschen, Köln; 528 Seiten; 100 Euro.



**Wasserfall-Projekt von Eliasson (Simulation)**  
„Nebel und Krach“

versammelten Kreativität viel stärker profitieren können. Man ließ die Chance ungenutzt.

**SPIEGEL:** Wie meinen Sie das?

**Eliasson:** Dass hier so viele Künstler, Designer und Architekten leben, schlägt sich im Grunde kaum nieder, weder im Stadtbild noch in den Museen. Viele der Künstler zum Beispiel stellen überall auf der Welt aus, nur nicht in Berlin. Gut, es gibt eine erfolgreiche Galerien-Szene, aber die Museen suchen nicht einmal den Kontakt.

**SPIEGEL:** Sie haben es auch so geschafft. Laut dem „Kunstkompass“ des Magazins „Capital“ gehören Sie zu den Top Ten der weltweit erfolgreichsten Künstler ...

**Eliasson:** ... hören Sie bloß auf. Niemand, den ich kenne, nimmt solche Rankings ernst.

**SPIEGEL:** Sie können leicht darüber lächeln, Sie belegen einen der vorderen Plätze.

**Eliasson:** Ich konnte schon darüber lächeln, als ich noch weiter hinten stand. Ich kenne keinen Sammler, keinen Museumsdirektor, der sagt, oh, der ist auf einer Liste, von dem kaufe ich etwas. Die Leute, die meine Kunst kaufen, machen sich garantiert mehr Gedanken.

**SPIEGEL:** Jetzt steht der endgültige Siegeszug in Amerika bevor. Ihre vier gigantischen, bis zu 40 Meter hohen Wasserfälle im East River wird niemand übersehen können.

**Eliasson:** Die Zuschauer, die alles sehen wollen, müssen weite Strecken zurücklegen, quer durch die Stadt. Wir installieren diese Wasserfälle in sehr unterschiedlichen Gegenden von New York, zum Beispiel unter der Brooklyn Bridge. Das Wasser wird überall einen richtigen Nebel erzeugen, die Pumpen werden sehr laut sein, richtige Wasserfälle machen ja auch Krach.

**SPIEGEL:** Aber wozu braucht die Stadt ihre eigenen Niagarafälle?

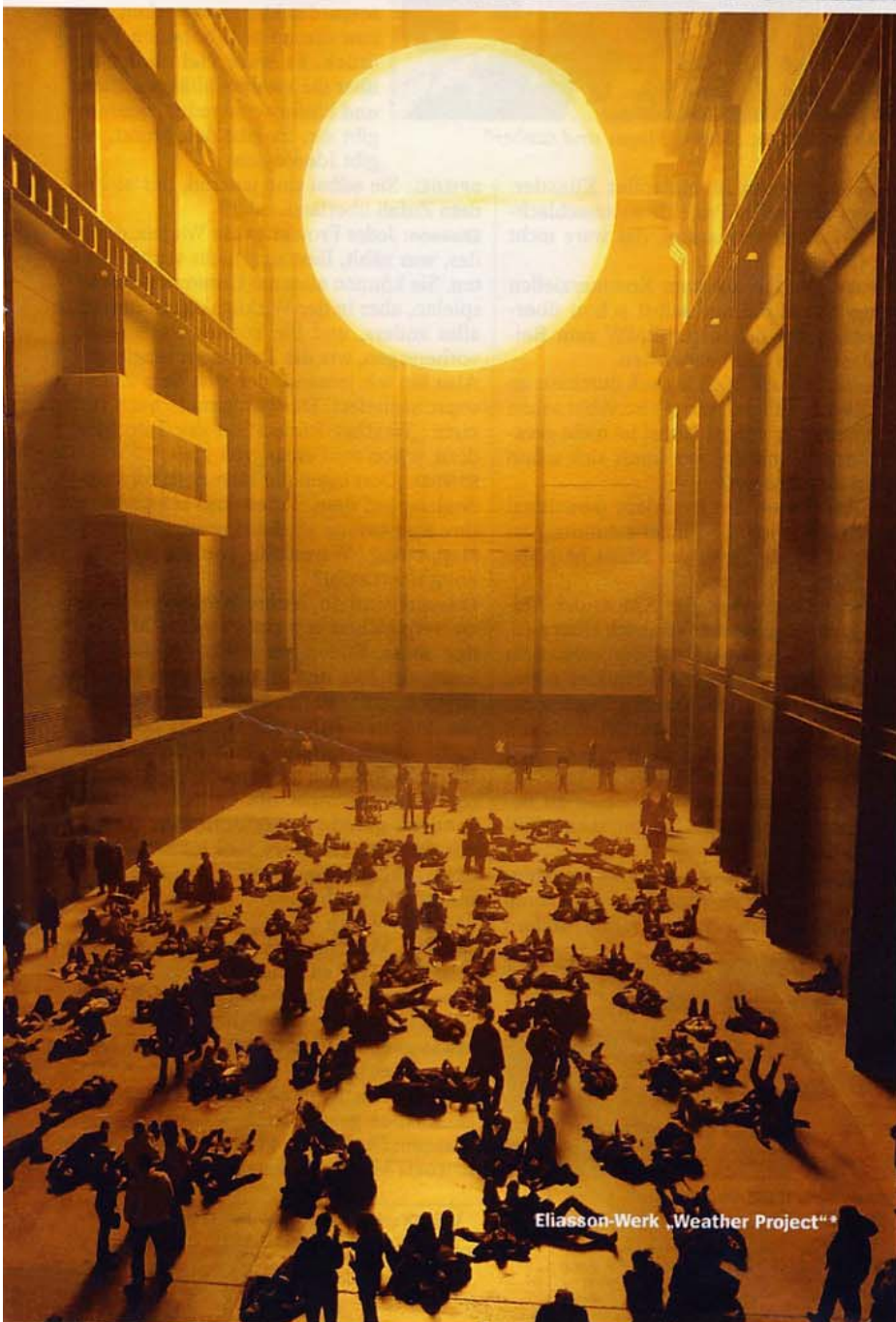
**Eliasson:** Mir ging es darum, einen Raum zu beleben, der in New York eine Art Nischtraum darstellt, der einfach nicht zählt. Die Wall Street ist dort traditionell wichtiger als das Wasser. Ich wollte also nur auf etwas aufmerksam machen, was schon immer vorhanden war und trotzdem nicht bemerkt wird.

**SPIEGEL:** Sie setzen stets auf starke Sinnesindrücke?

**Eliasson:** Weil das physische Erlebnis so viel tiefer greift als die rein intellektuelle Auseinandersetzung. Ich kann Ihnen erklären, wie man friert, oder ich kann Sie auch die Kälte mit meiner Kunst spüren lassen. Mir liegt daran, die Leute für sehr komplexe Fragen zu sensibilisieren.

**SPIEGEL:** Sie schaffen Skulpturen aus Eis oder Licht, aus Wasser oder Pflanzen. Ihr großes Thema sind die Mechanismen der Wahrnehmung. Sind Sie ein verkappter Wissenschaftler?

\* In der Londoner Tate Modern, 2003.



Eliasson-Werk „Weather Project“ \*



OLAFUR ELIASSON / VG-BILDKUNST, BONN 2008

Eliasson-Installation „Dufttunnel“ (Autostadt Wolfsburg, 2004): „Meine Finger sind sauber“

**Eliasson:** Mein wahres Thema sind die Menschen. Letztlich fasziniert mich die Frage, was ist Wirklichkeit für uns? Wir haben alle gelernt, dass es *die* Wirklichkeit so nicht gibt. Doch wie und woran orientieren wir uns dann? Immerhin ist ja auch die Idee von der Konstruktion der Wirklichkeit nur eine Konstruktion.

**SPIEGEL:** Verwirrend!

**Eliasson:** Die Wirklichkeit ist verwirrend. Das ist es, was ich zeigen will, für meine Werke gibt es keine feste Deutung, jeder erlebt und versteht sie auf seine Weise.

**SPIEGEL:** Jetzt sollen Sie vor allem die Touristen begeistern: Die Stadt New York bringt mit Hilfe privater Sponsoren 15 Millionen Dollar für Ihre Wasserfälle auf, die Millionen Menschen anlocken sollen. Bürgermeister Michael Bloomberg hofft, dass Sie der Stadt durch die vielen Besucher mindestens 55 Millionen Dollar einbringen. Gefallen Ihnen solche Kosten-Nutzen-Rechnungen?

**Eliasson:** Nein. Mir ist zwar auch daran gelegen, möglichst viele Menschen anzusprechen, und ich weiß, dass ich mit diesem Projekt eine Gratwanderung bewältigen muss. Denn natürlich wird das ein Event. Aber solche Äußerungen wie die von Bloomberg führen dazu, dass die Leute mit einer gewissen Erwartungshaltung auf das Werk blicken, dass sie voreingenommen sind und es nur als Touristenattraktion und nicht mehr als Kunst sehen. Ich habe inzwischen mehrmals mit dem Bürgermeister darüber gesprochen, und ich glaube, er hat es verstanden. Seine Pressemitteilungen sind mittlerweile viel besser geworden.

**SPIEGEL:** Man könnte Sie für den neuen Christo halten. Der hat 2005 den New Yorker Central Park in ein Fahnenmeer verwandelt.

**Eliasson:** Christo ist ein toller Künstler. Dass er aber seine Projekte so ausschachtet, so extrem vermarktet, das wäre nicht mein Stil.

**SPIEGEL:** Die Grenze zum Kommerziellen haben Sie allerdings selbst schon überschritten, Sie haben für BMW zum Beispiel ein „Art Car“ entworfen.

**Eliasson:** Ich will mich ja auch durchaus an der Welt beteiligen, wie sie ist. Aber sehen Sie genau hin: Meine Kunst ist nicht gerade marktfreundlich, wer kauft sich schon einen Regenbogen?

**SPIEGEL:** Haben Sie trotzdem manchmal das Gefühl, sich die Finger schmutzig zu machen? In der Welt der Kunst ist Nähe zur Wirtschaft verpönt.

**Eliasson:** Diese Welt der Kunst, der Museen kann ja auch so unglaublich elitär sein. Aber sie ist doch kein Paralleluniversum, in dem die Gesetze etwa des Marktes außer Kraft gesetzt werden. Künstler leben nicht in einem politik- und marktfreien Raum, sie haben oft sogar sehr gut funktionierende Strategien der Selbstvermarktung. Es wäre heuchlerisch, etwas anderes zu behaupten. Aber glauben Sie mir, meine Finger sind sauber.

**SPIEGEL:** Mehr als zwei Millionen Menschen haben sich im Winter vor vier Jahren Ihr „Weather Project“ in der Tate Modern



HAUS CHRISTIAN FLAMBECK

Eliasson, SPIEGEL-Redakteure\*  
„Ich will mich an der Welt beteiligen“

in London angesehen, eine bombastische Sonnenskulptur. Sobald ein Künstler viele Menschen erreicht, wirft man ihm schnell *Mainstream* vor. Ist das ein Problem für Sie?

**Eliasson:** Es ist kein Problem für mich, viele Menschen anzusprechen. Ich gehöre eben nicht zu denen, die sich auf den avantgardistischen Hocker stellen und auf andere hinabblicken. Wir sollten nicht länger dieses naive Klischee pflegen, dem zufolge Künstler Wesen von einem anderen Stern sind. Und es war auch nicht Gott persönlich, der die Kunst in die Museen gehängt hat. Aber die Museumsdirektoren erwecken genau diesen abgehobenen Eindruck. Es wäre viel ehrlicher, über die vielen Abhängigkeiten und Einflüsse zu reden, denn es gibt sie. Es gibt den Markt, es gibt Ideologien.

**SPIEGEL:** Sie selbst sind jemand, der nichts dem Zufall überlässt, oder?

**Eliasson:** Jedes Projekt ist ein Wagnis, denn das, was zählt, lässt sich nicht vorher testen. Sie können alles am Computer durchspielen, aber in der Wirklichkeit ist immer alles anders, und Sie können auch nicht vorhersagen, wie die Zuschauer reagieren. Also bin ich jemand, der sich dem Zufall sogar ausliefert. Das galt gerade auch für mein „Weather Project“ in der Tate Modern, schon weil es so groß war.

**SPIEGEL:** Dort lagen die Menschen oft stundenlang auf dem Boden und schauten in Ihre Kunstsonne – jeden Tag ein spontanes Happening. Waren Sie von dieser Wirkung überrascht?

**Eliasson:** Und ob. Meine Werke sind nicht zu vergleichen mit denen eines Malers, der seine Bilder im Atelier vollenden kann, der hier und da noch einen Pinselstrich hinzusetzt. Bei mir funktionieren die Arbeiten entweder vor Ort oder gar nicht – egal, wie viel Aufwand und Geld hineinfließen. Ich mag solche Experimente, und zwar nicht nur in den Museen, sondern gerade im öffentlichen Raum, wir müssen uns dort viel mehr trauen, denn da erreichen wir eben auch die meisten Menschen.

**SPIEGEL:** Wissen Sie denn inzwischen, was so viele Menschen an Ihrer Sonne fasziniert hat? War es Schönheit?

**Eliasson:** Wäre das schlimm? Ich mag Schönheit, aber womöglich verstehe ich etwas ganz anderes darunter als Sie. Darum geht es ja.

**SPIEGEL:** Was ist denn aus der legendären Installation geworden?

**Eliasson:** Die liegt bei mir im Keller.

**SPIEGEL:** Man kann sie also noch kaufen?

\* Ulrike Knöfel, Joachim Kronsbein in Berlin.

**Eliasson:** Im Prinzip schon. Solche Verhandlungen sollten Sie aber mit meinen Galeristen führen, sonst haben die nichts zu tun. Sie müssten sich nur klarmachen, falls Sie diese Arbeit erwerben, falls Sie überhaupt so viel Platz haben, dass es dann nicht mehr dasselbe Werk wäre wie in der Tate Modern.

**SPIEGEL:** Weil dann noch die Nebelmaschinen fehlen, die Sie damals auch installiert haben?

**Eliasson:** Nein, weil jedes Werk mit dem Ort auch seinen Charakter wechselt. Viele Künstler glauben, ihre Werke seien völlig autonom. Man hat diese Auffassung von der Industrie übernommen. Man geht davon aus, dass ein Produkt, zum Beispiel ein Auto, überall auf dieselbe Art und Weise wahrgenommen wird, unabhängig von dem Ort, von der Kultur. Aber es gibt eben doch Unterschiede, selbst bei Autos, noch viel mehr bei der Kunst, gerade bei neuerer Kunst, für die wir nicht auf vorhandene Interpretationen zurückgreifen können.

**SPIEGEL:** Wäre auch die „Mona Lisa“ nicht mehr dieselbe, wenn sie statt im Louvre woanders hängen würde?

**Eliasson:** Ja. Die Bedeutung der „Mona Lisa“ geht weit darüber hinaus, dass da jemand Farbe auf eine Leinwand aufgetragen hat, sie speist sich auch aus der jahrhundertelangen Auseinandersetzung mit dem Bild. Die „Mona Lisa“ hat ihre Geschichte, der Louvre hat auch eine. Wie wir etwas wahrnehmen, ist von vielen Dingen abhängig.

**SPIEGEL:** Ihre naturnahe Kunst wird oft mit Ihrer skandinavischen Heimat, mit der dortigen Landschaft, in Verbindung gebracht.

**Eliasson:** Ja, aber dieser Bezug sollte nicht als Schlüssel zu meiner Kunst verstanden werden. Von größerer Bedeutung als die Natur ist der Umstand, wie ich in Dänemark aufgewachsen bin: in einer Gesellschaft, die geprägt war von einem Pseudoprottestantismus, von den Idealen der Mittelklasse und des Wohlfahrtsstaates. Das Individuum war weniger wichtig als die Gemeinschaft. Das zu erkennen, als Spannungsfeld auszumachen, hat mich beeinflusst. Es ist übrigens auch typisch skandinavisch zu denken: Ich bin nichts, die Natur ist alles. Natürlich hatte auch ich diese Haltung: Meine Eltern sind Isländer, und Island, wo ich als Kind regelmäßig war, ist ein einziges Naturerlebnis.

**SPIEGEL:** Denken Sie deutsch, dänisch, isländisch?

**Eliasson:** In den vergangenen Stunden vor allem englisch, weil wir viel über New York geredet haben. Dabei bin ich sprachlich völlig unbegabt. Ich mag die deutsche Sprache, sie ist so wie die skandinavische Landschaft, weit, großzügig und schön.

**SPIEGEL:** Herr Eliasson, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.